

Erlebnisbericht zur Gießener Bombenkatastrophe vor 25 Jahren (im Dezember 1944)

Von Siegfried Rösch

Gegenüber zusammenfassenden Berichten über die Gießener Bombenkatastrophe vor nunmehr 25 Jahren, die freilich bis heute noch nicht geschrieben wurden, mögen die folgenden Aufzeichnungen weitgehend ins Detail gehen; da sie aber unmittelbar aus dem Erleben niedergeschrieben wurden, besitzen sie den Vorteil der Zuverlässigkeit und damit dokumentarischen Wert ¹⁾, der die Veröffentlichung nach einem Vierteljahrhundert durchaus rechtfertigt ²⁾.

Die Wetzlarer Leitzwerke, deren wissenschaftliche Bibliothek ich während des Zweiten Weltkrieges leitete, hatten diese unersetzliche Abteilung schon im Herbst 1943 aus Sicherheitsgründen aus dem Wetzlarer Fabrikgelände entfernen lassen, wie überhaupt zahlreiche Betriebsabteilungen auf mehr als 30 benachbarte Ortschaften verteilt worden waren. Für ihre Bibliothek hatten wir die Räume der Deutschen Bank in Gießen, die in der Plockstraße 13, Ecke Johannesstraße, lag, erworben. Man hatte damals annehmen dürfen, daß die Universitätsstadt Gießen, abgesehen vielleicht vom ausgedehnten Bahnhofsbezirk, kriegswirtschaftlich gesehen zu uninteressant sei, um auf sie Bomben zu verschwenden. Niemand konnte ahnen, daß im Sommer 1944 höchste Offiziersstäbe im Universitätsgebäude einquartiert würden, und daß der Raum Gießen zum Sitz des Großen Hauptquartiers ausersehen würde. Es dauerte nach Fertigstellung der dazu notwendigen Arbeiten denn auch nur wenige Wochen, bis die Luftangriffe auf Gießen begannen.

Zunächst stand uns in dem soliden, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erstellten vierstöckigen Gebäude neben ausreichenden Räumen für Büchermagazin und Büro im Erdgeschoß ein vertrauenerweckender zweigeschossiger Tresor mit eigener Innentreppe zur Verfügung, in dem neben den unersetzlichen Bücherschätzen, aktuellen Nachschlagewerken, der Firmengeschichte und historischen Werken zur Geschichte des Mikroskops auch wichtige Akten des Patentbüros und der Geschäftsleitung Platz fanden. Doch ein Jahr später, im Herbst 1944, erschien uns auch die Stadt Gießen zu unsicher, und es wurde der Versuch unternommen, diese Bestände auf eins der benachbarten Dörfer umzusiedeln. Doch dieser Umzug gelang infolge der inzwischen knapp gewordenen Transportmittel nur zu einem unwesentlichen Teil. So pendelte ich, meist auf dem Fahrrad, zwischen Wetzlar und Gießen und einigen benachbarten Dörfern, wie

¹⁾ Ein Auszug aus diesem Aufsatz erschien in dem lesenswerten Bericht von D. J. Irving (London): „Wie Deutschlands Städte starben: Die Tragödie von Gießen“ in der Neuen Illustrierten (Köln), Nr. 22, vom 3. Juni 1962. Ein kurzer Extrakt findet sich in „Objektiv“ (Leitz, Wetzlar), Nr. 9/10, vom Dezember 1954.

²⁾ Eine Krodorferin, einst Schülerin der Liebig- oder Ricarda-Huch-Schule, hat gleichfalls einen ausführlichen Bericht geschrieben, der etwa 1948/50 von Direktor König im Geschichtsverein verlesen wurde. Über den Verbleib ihres Werkes sind wir nicht unterrichtet. (Der Herausgeber.)

etwa Erdhausen, in die unsere optischen Rechenbüros verlagert worden waren, mit stets schwer bepacktem Bücherkoffer hin und her, um die dringendsten Literaturanforderungen zu befriedigen und Neuzugänge zu beschaffen. Mitunter besuchte ich zu diesem Zwecke auch die nach Dillenburg und Eibelhausen verlagerten Bibliotheksbestände der Technischen Hochschule von Aachen. Letztere hatte überdies das gesamte Platin ihrer Institute (von etwa 3 Kilogramm Gesamtgewicht) in unseren „sicheren“ Gießener Tresor eingelagert³⁾.

Da seit dem schweren Luftangriff auf Wetzlar am 21. November 1944, der das gesamte Stadtgebiet mit vielen Sprengbomben belegt hatte, dort neben Wasser und Gas auch 14 Tage lang der elektrische Strom ausgefallen war, fuhr ich in den folgenden Tagen während der Abenddämmerung mehrmals nach Gießen, um im dort eingerichteten Büro die Abende zur Arbeit zu nutzen. Die häufigen Tag- und Nachalarne störten mich dort wenig, außer, als die Hausbewohner wegen eines Wassereintruchs aus dem Schurgraben in ihre Keller bei mir Obdach suchten und dazu den Vorraum vor dem geschlossenen Tresor in Anspruch nahmen. Denn damals war der am Hause in Röhren unterirdisch vorbeiführende ehemalige „Schurgraben“ zur eventuellen Füllung von Luftschutzteichen stark aufgestaut worden.

Samstag/Sonntag, 2./3. Dezember 1944

So hatte ich auch am Samstag, dem 2. Dezember, bis gegen Mitternacht in meinen Erdgeschoßräumen schriftliche und photographische Arbeiten ausgeführt und schließlich im Bürozimmer das provisorische Matratzenlager aufgesucht, als gegen 1 Uhr nachts der „übliche“ Alarm ertönte. Im ersten Schlaf kam er mir kaum zum Bewußtsein; doch als nach kurzen Minuten — oder waren es nur Sekunden? — die ersten Luftminen und Bomben fielen, war ich hellwach. Mein erster Weg galt der Schließung der noch offenen Tresortür. Unheimlich niedrig und nah klang das Rauschen der Flugzeuge, und Schlag auf Schlag erschütterten die immer näher kommenden Explosionen der Sprengbomben die Luft, so daß selbst unser massives Bankgebäude erzitterte. Instinktiv hielt ich mich in dem engen Vorraum vor dem Tresor auf, wartete jeweils den Einschlag heranrauschender Bomben ab, um ins Büro zu stürzen und Kleidungsstücke zu erraffen, die ich dann im Vorraum anzog. Nachdem ich schließlich die Schuhe zugeschnürt hatte, konnte ich gerade noch einen Fensterflügel im Büroraum öffnen, als mit großem Getöse und einem Regen von Glassplittern sämtliche Fenster des Bankgebäudes, z. T. mit den Rahmen und allen Verdunkelungsvorrichtungen, einflogen; die Zwischenwände bebten, und die Türrahmen barsten. Jetzt suchte auch ich den Weg in den Keller, in welchem ich ein Häuflein verstörter Menschen vorfand, die erstaunt waren, daß auch ich im Hause war, aber erst jetzt im Keller erschien.

³⁾ Nach Kriegsende konnte ich diesen Schatz restlos wieder abliefern, da er, in einen Wetzlarer Leitz-Stollen umgelagert, von plündernden Fremdarbeiterhorden bei Kerzenlicht nach Aufbrechen der versiegelten Pakete offenbar für wertloses Konservenblech gehalten und auf den Schutthaufen geworfen worden war! Meine eigenen kleinen Platin-Bestände und mein Familienschmuck waren dabei verlorengegangen.

Bald trieb mich die Unruhe nach oben. Dort sah ich vom Hofe aus in unserem Hause Licht brennen. Bei mehreren Rundgängen in den verschiedenen Stockwerken konnte ich in der Wohnung von Professor Sessous einige vergessene Lichter löschen, die infolge der Vernichtung aller Verdunkelungsvorrichtungen selbst in dieser hellen Vollmondnacht als Ziele hätten gefährlich werden können. Im Treppenhaus und in den Wohnungen bot sich ein Chaos von Glasscherben, Fensterrahmen und sonstigen Trümmern; die hohe gewendelte Treppe war vom obersten Stockwerk bis in den Keller besät mit verlorenem „Bergungsgut“, Schuhen, Pantoffeln, Kleidern und Unterwäsche, Schmucksachen, Handtaschen und sonstigen Dingen. Herr Sessous bat mich, seine Stiefel zu holen, die ich nach einigem Suchen in seinem Badezimmer auch fand. Auch seine Töchter hatten mancherlei Wünsche.

Inzwischen hatte ich auch im benachbarten Evangelischen Schwesternhaus ein recht helles Licht bemerkt, dem ich erst in drei Anläufen zu Leibe rücken konnte. Das erste Mal mußte ich, da die große Haustür des Krankenhauses verklemmt war, durch das zersplitterte Türfenster einsteigen. Innen meldete sich auf Anruf zunächst niemand, dann aber ließ sich im ersten Stock eine klagende Stimme vernehmen. Dort hatte man eine bettlägerige ältere Frau in den Keller zu tragen vergessen. Sie war glücklich, als ich ihr Köfferchen und Handtasche in die Hand drückte und sie in eine Decke gewickelt in den Keller trug, wo sie von den Schwestern in Empfang genommen wurde. Das fragliche Licht sei, sagten sie, inzwischen ausgeschaltet worden. In unser Bankhaus zurückgekehrt, sah ich es jedoch in einem der Giebelfenster des Schwesternhauses wie zuvor brennen. Mein zweiter Versuch, dieses verräterische Licht zu löschen, blieb wieder erfolglos, da ich von meinem Beobachtungsposten aus in der Eile Stockwerk und Gebäudeteil nicht eindeutig hatte ausmachen können. Im Keller des Schwesternhauses suchte ich daher nach dem Hauptschalter, denn in der Aufregung wußte niemand zu sagen, wo er angebracht war; doch konnte ich ihn nach einigem Suchen finden und ausschalten. Zufrieden eilte ich in die Plockstraße zurück: das Licht brannte ungestört wie zuvor! Beim dritten Besuch kam eine der Schwestern mit in die oberen Geschosse, und unter ihrer Führung gelang es endlich, die gefährliche Lichtquelle ausfindig zu machen. Es war eine Notbeleuchtung mit Akku-Anschluß im Korridor des oberen Stockwerkes, die infolge des Fehlens von Wand und Dach in den Himmel leuchtete, während die Flieger noch immer über Gießen kreisten und Bomben abwarfen (insgesamt etwa 30 Minuten lang).

Jetzt erschien es mir ratsam, auch das Dach unseres Hauses zu inspizieren, doch war dort glücklicherweise kein Schaden zu finden. Von dort oben aber waren in schauerlicher Größe drei ausgedehnte Brandkomplexe zu sehen. Uns zunächst brannten am Kreuzplatz, wie später bekannt wurde, das Lebensmittelgeschäft von Geisse und die Drogerie von Winterhoff sowie einige dahinterliegende Altstadtblocks. Einen weiteren Brandkomplex bildete die Langemark-Schule und ein Nachbarhaus in der Ludwigstraße und schließlich stand eine Gruppe von Häusern in der Kaiser-

allee in Flammen. Da zunächst in unserem Hause und der unmittelbaren Nachbarschaft keine Hilfe zu leisten war, versuchte ich nach Abflug der Feindbomber nochmals zu schlafen, doch ließen mich der Lärm der Straße im fensterlosen Hause, aber auch die eigene Erregung keine Ruhe mehr finden. So nahm ich mein unversehrt gebliebenes Fahrrad und machte mich auf den Weg, um Freunde und Bekannte aufzusuchen. Zunächst ging ich, da sich das Radfahren der vielen Glasscherben und Trümmer wegen verbot, in die Roonstraße zum Hause meiner Sekretärin, der Tochter des Schneidermeisters Fleischmann. Dieses Haus hatte nur geringe Fensterschäden, und hier waren genügend Hilfskräfte zur Hand.

Auf dem Weg zur Roonstraße hatte ich übrigens das Straßenstück zwischen dem Theater und dem Ludwigsplatz über die unbeschädigte Wieseckbrücke nur sehr schwer passieren können, da die Gebäudekomplexe der Stadtkasse und der gegenüberliegenden Loge, in der sich die SS-Wache einquartiert hatte, völlig vernichtet waren. Ihre Trümmer hatten die Straßenkreuzung Ostanlage/Gartenstraße bergehoch versperrt, und ein geborstenes Wasserrohr in der aufgerissenen Straße vergrößerte das Chaos noch. Im übrigen dürften die Bomben oder Luftminen dieser un­z­nächst benachbarten Katastrophenstelle die geschilderten Luftdruckschäden unseres Bankgebäudes und seiner Umgebung verursacht haben. Die anschließenden kurzen Besuche bei Oberkriegsgerichtsrat Koch in der Ostanlage, der starke Hausschäden erlitten hatte, und Oberkirchenrat Wagner, der in der Ludwigstraße 32 wohnte, den jedoch nur geringe Schäden getroffen hatten, wurden dankbar empfunden. In beiden Häusern fand ich die „Kellergemeinschaft“ noch vollzählig beisammen. Herr Koch bat mich, von Wetzlar aus seinen Sohn in Berlin zu benachrichtigen. Mit Hilfe einer „roten Karte“ konnte ich seine Bitte schnellstens erfüllen. Einen schauerlichen Anblick bot die lichterloh brennende Langemark-Schule, bei der gerade die Feuerwehr anrückte. Die weitere Heimfahrt nach Wetzlar führte mich zu Rad in der Frankfurter Straße an den rauchenden Trümmern des Eisenbahnerheims vorbei. Noch weit hinter Dutenhofen konnte ich trotz der Entfernung die drei Brandzentren deutlich erkennen. Erst gegen 4¹/₂ Uhr am Sonntagmorgen traf ich in Wetzlar ein.

Am folgenden Montag, dem 4. Dezember, gab es in unserem Gießener Bankgebäude viel aufzuräumen, wobei vormittags Frau S., meine Bibliothekshelferin, nachmittags 3 Lehrbuben von Leitz aus Wetzlar wacker mithalfen. Im großen Bankraum sind viele Fensterrahmen eingedrückt; alles ist übersät mit Glasscherben, doch die Bücherschränke stehen völlig unbeschädigt im Raum, nicht eine einzige Schrankglasscheibe ist zertrümmert. Die Trennungswand zwischen Bankraum und Registratur ist ge­borsten, ihr oberer Teil, ein großer Rahmen mit 6 fast quadratmetergroßen Glasscheiben, balanciert auf seltsame Weise auf einem Nagel und ist nur mit einer Ecke an ein Regal angelehnt. Diese unbeschädigten Glasscheiben bildeten später willkommenes Material für Notfenster. Auf dem Fenstersims in der Registratur hatte eine schwere Bogenlampe, die mir von Professor Küster kurz zuvor zurückgegeben worden war, gestanden.

Vom Luftdruck auf den Boden gesetzt, war sie dennoch heil geblieben. Die Zwischenwand zwischen Bankraum und Büro, die starke Risse zeigte, hatte offenbar so stark geschwankt, daß sie einen langen Tisch etwa 20 cm weit ins Zimmer hineingeschoben und ein Regal mit meinen sämtlichen optischen Präparaten, Filtern, Linsen usw. umgeworfen hatte. Die Dunkelkammer aber war fast unbeschädigt geblieben, da die Rolläden am Fenster geschlossen waren. Staub und Schmutz bedeckten natürlich alles.

In wenigen Tagen waren die größten Schäden behoben, die Vorhänge ringsum aufgebunden, Fensterrahmen von Glasresten gereinigt, Büro und Dunkelkammer wieder benutzbar, das Regal aufgerichtet und größtenteils wieder eingeräumt. Die tatkräftigste Hilfe hatte ich an meinem 15jährigen Sohn Bernhard, der sich auch bei Familie Fleischmann an Dach und Fenstern mannigfach nützlich machte. Für Donnerstag, den 7. Dezember, waren aus Wetzlar Arbeiter bestellt, die einen Teil der Fenster mit Holz verschalen und weitere Schäden ausflicken sollten.

Nikolaustag, Mittwoch, 6. Dezember 1944

Vormittags konnte ich in Wetzlar unserem wissenschaftlichen Kolloquium Bericht erstatten, am Nachmittag trat ich eine Dienstreise nach Heidelberg an. Gegen 14¹/₂ Uhr ging ich in Wetzlar zum Bahnhof, weil ich den Nachmittag und Abend im Gießener Büro nutzen wollte. Infolge der Verkehrsstörungen fuhr der Zug erst nach 17 Uhr in Wetzlar ab und war 18¹/₄ Uhr in Gießen. Im Büro fand ich eine Aufforderung zu einer Besprechung mit Herrn Friedr. Wilh. Krause, Fröbelstraße, für den Abend vor. Da ich zuvor Fräulein Fleischmann, Roonstraße 6, Anweisungen für den folgenden Tag zu geben hatte, machte ich mich bald auf den Weg. Kurz vor der Fleischmannschen Wohnung hörte ich Fliegeralarm und traf die Familie bereits im Keller an. Das Brummen der Flieger klang bald unheimlich nah, und nach kurzer Zeit begann ein toller Bombenregen um uns zu prasseln. Bei immer neuen Anflugwellen erzitterte das Haus durch Sprengbomben, die in nächster Nähe einschlugen. Bald flog das Kellerfenster herein, und wir sahen den strahlend hellen Himmel! Zuerst war er weiß von den Angriffszeichen, den sogen. „Christbäumen“, dann mehr und mehr rot durch Feuersbrünste der Nachbarhäuser. Es schien mir deshalb geraten, auch in unserem Haus nach Schäden zu sehen, wo ich das Erdgeschoß noch in Ordnung fand (außer dem Fehlen von Fenstern und Verdunkelungen), im Obergeschoß aber beim Öffnen einer Zimmertür sofort vor dichtem Qualm und unerträglicher Hitze stand. Rasch war die Familie Fleischmann aus dem Keller gerufen, und Eimer auf Eimer füllte sich mit Wasser. Zuerst blindlings durch den kurz geöffneten Türspalt ins Zimmer spritzend, konnte ich allmählich ins Zimmer eindringen und entdeckte in dessen hinterer Ecke eine Brandbombe, die Dach und Speicher durchschlagen hatte, ohne dort Brandspuren zu hinterlassen.

Vorsichtshalber räumten wir zwischendurch alle Betten sowie den Inhalt der Kleider- und Wäscheschränke durch das Fenster ins Freie, von wo alles in einer benachbarten Waschküche geborgen werden konnte. Allmäh-

lich gelang es, das Feuer ganz zu bewältigen, so daß wir einen im Brandzimmer stehenden Schrank mit kostbaren Stoffvorräten des Schneidermeisters Fleischmann, die bereits sehr heiß geworden waren, ausräumen konnten. Ein Blick ins Freie zeigte aber, daß das Häuschen nicht werde zu erhalten sein, da der Wind ungünstig von einem hohen Nachbarhaus kam, das bereits in heller Glut stand. Durch die Brandbekämpfung war aber doch Zeit zur Bergung manchen wertvollen Gutes gewonnen. So hieß es für die Familie F. Abschied nehmen von Hab und Gut und über den Ludwigsplatz, der rings von brennenden Häusern umgeben war, den Weg zur Stadt und weiter zu Verwandten zu suchen.

Auf die Besprechung in der Fröbelstraße verzichtend, eilte ich jetzt zum Büro in der Plockstraße zurück, wo ich noch mein vorsorglich in den Tresor geschlossenes Kuriergepäck für Heidelberg holen mußte. Dort bot sich jedoch ein trauriges Bild! Wie fast jedes benachbarte Haus (Theater, Gymnasium, Evang. Schwesternhaus und alle Privathäuser) hatte auch die Deutsche Bank den „roten Hahn“ auf dem Dach. Das Dachgeschoß und die Wohnung von Professor Sessous im Obergeschoß standen bereits in hellen Flammen; schon stürzten mit gewaltigem Sprühregen glühende Balken auf Straße und Hof, und vom Dach tropfte flüssiges Metall. Der Weg ins Haus mußte aber gewagt werden. Doch da bat mich Bankdirektor Pirrung, der, mit schützendem Stahlhelm bewehrt, in der Westanlage stand, seine Wohnung noch auszuräumen. Viel zu spät hatte er, der Hausluftschutzwart, nach seinem Dachboden geschaut und damit die anfangs leichte Möglichkeit des Löschens versäumt. Denn das war in mehreren benachbarten Häusern beherzten Frauen durchaus geglückt. Ich mußte seine Bitte abschlagen, drang in das brennende Bankgebäude und öffnete den Tresor. Es war rasches Handeln erforderlich, um die Tür schnell wieder endgültig zu schließen und aus der Bank zu kommen. Sie hatte nämlich nur eine einzige nach dem Treppenhaus führende Tür, sonst nur stark vergitterte Fenster. Die Treppe aber stand oben schon in Flammen, und auch der Weg von dort durch den Hof und die Tordurchfahrt zur Straße konnte durch herabfallende Glut bald versperrt sein. So war bei Kerzenlicht nur einiges wenige (Schlüsselbrett u. a.) aus dem Büro in den Tresor zu retten, während die Gedanken an viele wichtige Akten, Rechentabellen, Karteiteile u. a. m. mir leider erst später kamen. Der Weg ins Freie gelang, allerdings nicht ohne Brandspuren an Mantel und Hut, doch mit dem nötigsten Reisegepäck: einer schwer gefüllten Aktentasche, dem Rucksack, in dem auch die kostbarsten Photogeräte, Filmvorräte und Manuskripte aus dem Tresor gepackt waren und ein Weihnachtspaket für die Familie in Heidelberg. Ein nochmaliges verabredetes Treffen mit der erschöpften Familie Fleischmann an der Stadtpost war erfolglos. Schwer bepackt marschierte ich zum Bahnhof, um so rasch wie möglich aus dem brennenden Gießen wegzukommen. Schon in der Südanlage war es schwierig, voranzukommen, da von beiden Seiten die Häuserfronten Glutluft und Funkenregen sandten; die Erde war so besät mit Brandbomben, daß fast alle 5 m eine zu finden war. Schlimmer noch wurde es bei der Verengung der Straße am Selterstor beim Café Hettler, und da der Weg durch die Liebigstraße und Bahnhofstraße mir nicht ratsam schien, ging ich, ohne

einem Menschen zu begegnen, beim Bahnübergang der Frankfurter Straße direkt ins Bahngelände, vorbei an brennenden Wagen und zischenden Loks zu den verlassenen Bahnsteigen. Auch da lagen verkohlte Züge, Gebirge von Gepäck, Fahrräder mit geplatzten Reifen, doch keine Menschenseele war zu finden, da alle Reisenden dichtgedrängt in den Unterführungen standen. Das Bahnpersonal war auch verschwunden. Auch die Bahnhofshalle war menschenleer, der Wartesaal begann soeben zu brennen; ich hatte kurz vorher wohl eine der letzten Fahrkarten an diesem Gießener Schalter gekauft! Da die Bahn somit keinerlei Aussicht auf Beförderung mehr bot, blieb nur die Möglichkeit, zunächst zu Fuß nach Wetzlar zurückzugehen, und von dort die Reise auf anderem Wege zu versuchen. Ich ging also über den erstaunlicherweise begehbar gebliebenen Eisernen Steg, der zum Kliniksviertel führt, und erst dort war zu übersehen, wie gründlich die Flieger soeben das Bahngelände zerstört hatten. Gleich hinter dem Steg gähnte der riesenhafte Abgrund eines schon wassergefüllten Sprengtrichters von mindestens 20 Metern Durchmesser, und in dichtem Abstand folgten weitere ähnliche Krater. Straße und Gärten im Wetzlarer Weg waren wie umgepflügt und nur schwer passierbar. Da der Transport meines vielen Gepäcks bis Wetzlar unmöglich schien, war es mir ein Wink des Himmels, daß aus dem Wall eines dieser Trichter eine Art Deichsel herausragte, an der sich ein kleiner Handwagen aus dem Schlamm ziehen ließ. Er war wie durch ein Wunder noch ziemlich heil. So konnte ich alles Gepäck verladen und den Weg „zu Wagen“ fortsetzen; das war jedoch in dem Trichterfeld leichter gesagt als getan. So machte ich nach Erreichen der Frankfurter Straße, wo alle Kliniken und die meisten Privathäuser in Flammen standen oder bereits eingestürzt waren, eine kurze Rast bei dem Zoologen Professor W. J. Schmidt, den ich nebst Hausgenossen im Keller des ziemlich unbeschädigten Hauses zu meiner Freude wohlbehalten vorfand. Vom Dach seines Hauses, auf dem ich mit dem Hauswirt vorsorglich auch nach Brandbomben suchte, bot sich besonders eindringlich das grausige Bild der brennenden Kliniken, ein Bild, das ich, wie vorher unsere Bank, in Farbphotos festhielt ⁴⁾. Nach gemeinsamem Stärketrunke bot mir Frau Schmidt lebenswürdigerweise ein Bett zu kurzer Ruhe an, ein Angebot, das ich für ein Stündchen gern annahm. Doch bald weckte mich ein Mann, der Hilfe für ein brennendes Haus in der Nachbarschaft suchte. Vergeblich aber hielten wir nach diesem Haus Ausschau; selbst die genannte Straße war in dem Feuermeer nicht mehr zu finden!

Gegen 2¹/₄ Uhr am 7. Dezember verließ ich das gastliche Schmidtsche Haus und damit Gießen. Nur wenige Schritte brauchte ich zu tun, um wegen meines Wägelchens von anderen Reisenden um Mitnahme ihres Gepäcks angesprochen zu werden. Da dieses sich mehrfach wiederholte, hatte ich bald eine kleine Karawane von 2 Soldaten, 3 Männern, 5 Frauen und 3 Kinder beisammen. Der Wagen war hochbeladen, aber ich hatte auch „Mitzieher“. Dies machte sich bald angenehm bemerkbar, denn als wir

⁴⁾ Leider ist dieser Farbfilm, der damals wegen der Ausbombung des Berliner Agfa-Werks zur Entwicklung nach Prag eingesandt werden mußte, von dort nie zurückgekommen.

am Ende der Kliniken näher zum Bahngelände kamen, bot die Straße ein unbeschreibliches Bild. Bis zur Bahnunterführung vor Klein-Linden reihte sich derart Trichter an Trichter, daß wir in dieser „Mondlandschaft“ oft nicht wußten, ob wir noch auf der Straße, auf dem freien Feld links oder auf dem Bahngelände rechts waren; Entgegenkommende rieten uns zur Umkehr, und in der Tat war der Anblick des Bahnkörpers nicht ermutigend: Hellbrennende Lok-Schuppen, zweistöckig aufeinandergeworfene Züge, senkrecht hochragende Schienen sowie Drähte und Masten bildeten in der aufgewühlten Erde ein unabsehbares Chaos. Nach meinen Wetzlarer Erfahrungen vom vergangenen Herbst hoffte ich aber, daß mit dem Erreichen der Vorstadt Klein-Linden wohl das Schlimmste geschafft sein werde und ermutigte meine Kolonne immer wieder zum Ausladen und streckenweisen Tragen von Gepäck und Wagen, den ich freilich nicht aus der Hand gab, bis wir die Unterführung erreicht und passiert hatten. Dabei drohte stets die Gefahr, daß zwischen den zahllosen Trichtern größten Ausmaßes noch Blindgänger oder Zeitzünder liegen könnten, von denen hin und wieder einer krepierete, wobei grandiose Fontänen bis zu 100 m hochstiegen und sich ein Regen von Steinen und Erde auf die Umgebung ergoß.

Zu meiner größten Überraschung waren die beiden Straßenunterführungen auch diesmal heil geblieben, doch bot sich uns auch in Klein-Linden ein erschütterndes Bild von Bränden, Trichtern, schreiendem Vieh und umherirrenden hilflosen Menschen. Viel Mühe machten uns auch die Drähte vom Obus und die elektrischen Leitungen. An der Stelle, an der Frankfurter und Wetzlarer Straße sich trennen, hatte eine Bombe einen Trichter solchen Ausmaßes gebildet, daß er die ganze Breite der Straße von Haus zu Haus einnahm, und wir uns nur an der rechten Hauswand über den steilen und lockeren Schlammbergrand, an den Fenstern Halt suchend, einen Pfad suchen konnten; daß dabei auch Wagen und Gepäck mitkamen, war ein Wunder! Da die Wetzlarer Straße angeblich weiterhin unpassierbar war, hätten wir einen Umweg über Lützellinden und Allendorf machen müssen, doch konnten wir an der Klein-Lindener Kirche vorbei doch wieder die direkte Straße gewinnen. Wir hatten für den bisherigen Weg allerdings $\frac{5}{4}$ Stunden gebraucht und am Ortsausgang von Klein-Linden eine erste Rast wohl verdient. Dann ging es unverdrossen bis Dutenhofen weiter; anscheinend waren wir dort die ersten Augenzeugen, die aus Gießen kamen, wie wir aus Gesprächen mit Entgegenkommenden entnehmen konnten. In Dutenhofen war unsere Er schöpfung schließlich so groß, daß meine Begleiter — alles Reisende, die in Gießen übernachtet hatten und in Richtung Siegen weiterfahren wollten — zum Bahnhof strebten, wo sie die Schar der auf einen Zug Wartenden vergrößerten. Nur 2 Männer, ein Einarmiger mit seinem zum Arbeitsdienst einrückenden Sohn, blieben mir „treu“, obwohl beide zum Umfallen erschöpft waren. Tapfer trotteten wir weiter; immer wieder den rotleuchtenden Himmel hinter uns nochmals betrachtend und mehrfach photographierend, kamen wir über Garbenheim schließlich um $5\frac{1}{2}$ Uhr in Wetzlar an. Dort drängte alles Volk sich noch um die Bergstollen, da noch keine Entwarnung gegeben worden war. Ich beorderte 2 im Leitzschen

Hausertorwerk arbeitende Russinnen, meinen Weggenossen zu helfen, ihr schweres Gepäck zum Bahnhof zu bringen. Ich war auch am Ende meiner Kräfte und kam mit Hilfe zweier Italiener vom Hausertorwerk noch bis zu unserem Haus, wo ich ins Bett sank, ruhte und meiner Familie das Nötigste erzählte.

Nach etwa 2 Stunden ging es wieder hoch, um der Geschäftsleitung der Leitzwerke zu berichten und auch Herrn van der Scheer, den Verlobten von Fräulein Fleischmann, zu benachrichtigen. Dann suchte ich eine Möglichkeit zur Weiterreise, denn noch immer war ich ja „auf der Reise nach Heidelberg“. Am Freitagnachmittag, dem 8. Dezember, gegen 14 Uhr ging ich schwer bepackt zum Bahnhof und hoffte, da die Gießen—Butzbacher Strecke nicht betriebsfähig war, die Reise über Weilburg machen zu können. Mit mehrstündiger Verspätung kam ich in Weilburg an und erfuhr, daß 19.20 Uhr von dort ein Zug nach Frankfurt abgehen solle, meist aber erst gegen 23 Uhr fahre. So konnte ich mehrere Stunden nutzen, um bei dem befreundeten Professor Holder ein wenig auszuruhen. Recht durchgefroren und müde langte ich schließlich im ungeheizten Zug Samstag früh 2 Uhr in Frankfurt in der längst ausgebombten glaslosen Bahnhofshalle an und konnte gegen 5 Uhr weiterreisen. In Heidelberg war meine elterliche Familie völlig überrascht von meinem Kommen und interessiert an meiner Erzählung. Das Schönste in Heidelberg war, nach Wochen wieder einmal ein Bad nehmen zu können! Die Dienstgeschäfte in der Sternwarte und im Physikalischen Institut verliefen programmgemäß, und am Sonntag, 10. Dezember, früh 5 Uhr konnte ich die Rückreise antreten, die mich von Frankfurt normal über Butzbach—Gießen—Bergwerkswald um 18 Uhr nach Wetzlar brachte, diesmal in „nur“ 13 Stunden gegenüber 44 Stunden der Hinfahrt. Mit Jubel wurde mir zu Hause berichtet, der Tresor in der Gießener Bank sei gerettet, eine nicht nur im Firmeninteresse, sondern auch für mich persönlich wichtige Nachricht!

Spannung und Besorgnis ließen mir keine rechte Ruhe, und so fuhr ich sogleich am Montagmorgen, 11. Dezember, mit meinem Jungen zu Rad mit Rucksack und Werkzeug nach Gießen. Gleich hinter der Spilburg brauste uns eisiger Schneesturm entgegen, aber trotz eines „Umfalls“ auf der eisglatten Straße hielt Bernhard sich tapfer. In Klein-Linden begann wieder das „Kriegsgebiet“; maßlos erstaunt war ich, daß die Hauptstraße bereits wieder passierbar war, ja daß der große Trichter an der Straßengabelung fast unsichtbar gemacht worden war. Riesige Kolonnen von Hilfskräften aller Art waren noch immer tätig. Die Fahrt zwischen Bahnunterführung und Veterinärklinik war allerdings ein halbsbrecherisches Wagnis, da durch das Trichterfeld nur gerade eine spurbreite Straße ausgeflickt worden war, auf der sich ein Lastauto nach dem anderen durch den Schlammbrei wälzte, vorbei an Kolonnen von Soldaten, Gefangenen, Eisenbahnern und Flüchtlingen.

In Gießen nahmen wir den Weg sogleich zur Plockstraße, wo das Bild nun doch trauriger war, als ich gehofft hatte. Von unserem massiven Bankgebäude standen nur noch einige vertikale Mauern, diese allerdings 4 Stock hoch; das sah mit den zahlreich an Drähten und Heizröhren hän-

genden „Mauerbrocken“ recht gefährlich aus. Der Einsturz hatte bisher am Boden des Erdgeschosses haltgemacht, die Keller schienen also heil zu sein. Im Hausinneren war dagegen alles restlos niedergebrannt. Von all den schönen Bücherschränken unserer Bibliothek, ja von den Zwischenwänden war keine Spur zu sehen. Das geschmiedete Geländer der stattlichen Wendeltreppe des Hauses lag zusammengerollt auf dem Schutt, der die Kellertreppe bedeckte. Der polygonale Mauerschacht des Treppenhauses stand jedoch noch. In den Gitterstäben der ehemaligen Bankfenster hing, wie Eiszapfen, geschmolzenes Glas, und vor der Hausecke lagen auf dem Schuttberg die letzten Spuren unseres Daches: Arme und geflügelte Beine der im übrigen geschmolzenen metallenen Hermesstatue. Kreideinschriften an der Hauswand nannten die neuen Anschriften der Hausbewohner. So fand ich einen rührenden Beileidsgruß von Frl. Dr. Krause vor, die ihre Wohnung und ihre Dienststelle, das Pflanzenschutzamt, verloren hatte. Hatte ich gehofft, daß im stark verwinkelten Bau des Bankhauses z. B. mein Dunkelkammerchen mit wertvollen Apparaten erhalten geblieben sein könnte, so sah ich mich getäuscht. Als einziger, scheinbar wohlbehaltener Rest ragte wie die Kaaba in Mekka der Würfel des Tresors aus dem Trümmerfeld; mit starken Glühspuren an Tür und Wänden hatte er dem Einsturz standgehalten. Wie ich später erfuhr, war noch in der Brandnacht Dr. Loh, der Leiter unseres Patentbüros, zu Rad von Wetzlar nach Gießen gefahren, hatte dort die Leitzsche Feuerwehr vorgefunden und sogleich veranlaßt, daß durch Bespritzen die Tresorwände kühl gehalten und nach dem Einsturz des Hauses gleich freigelegt wurden. So fand ich auch die Tresortür nebst ihrem Vorraum schon frei von Schutt. Zwar ließen sich die Schlüssel einstecken und drehen, doch gab, zum Glück, die Tür meinem Aufziehen ebensowenig nach wie bei den vorherigen Versuchen von Dr. Loh. Bedenklich aber stimmte mich folgende Beobachtung: Oberhalb der Tresortür, etwa $\frac{1}{2}$ Meter unter der Oberkante der etwa 5 Meter hohen Wand, ragte ein längerer, kräftiger Eisenträger aus der Wand, und an seiner Unterseite kam ein zartes graubraunes Rauchfähnchen heraus! Dieser Rauch mußte von der Decke des Oberstockes im Tresor stammen und ließ traurige Vermutungen über den Zustand des Inneren zu⁵⁾. Diese Vermutungen bestätigten sich später leider allzusehr.

Beim Graben im Gebäudeschutt wurde schon nach wenigen Dezimetern die Hitze unerträglich, und da auf dem Tresor ein Schuttberg von $1\frac{1}{2}$ m lagerte, war es das Dringendste, am folgenden Tag Leute zu holen und mit ihnen diese Hitzequelle abzutragen. Leider war dies zuvor von Dr. Loh und der Feuerwehr versäumt worden. Für heute konnte ich mit Bernhard nur noch aus dem Bankraum einige dort in einem Stahlschrank verschlossene Geheimakten bergen, aus dem gleichen Schrank, aus dem zuvor Dr. Loh unsere beiden stark verdreckten, aber sonst wohlbehaltene Schreibmaschinen entnommen hatte, die damals große Wertobjekte darstellten.

⁵⁾ Die im Rahmen des Gießen-Dramas vielleicht allzu ausführlich erscheinende Beschreibung gerade dieses Tresor-Schicksals mag gerechtfertigt erscheinen, wenn man bedenkt, daß für das große optische Werk erhebliche und unersetzliche Werte dort untergebracht waren.

Professor Keller, der Leiter der Kinderklinik, kam an meiner Ruine vorbei und erzählte mir sein trauriges Schicksal: er hatte in Heim und Klinik alles verloren, was er besaß; seine sämtlichen 16 Stationschwwestern waren umgekommen, dazu 12 Kinder und eine Ärztin.

Nach Erledigung unserer Arbeiten beabsichtigte ich, noch bei einigen Gießener Bekannten vorzusprechen, insbesondere soweit sie Privatgüter in unserem Tresor eingelegt hatten. So fuhr ich allein mit dem Rad durch die Stadt, entsetzt über den traurigen Anblick der Altstadt, über den Marktplatz, vorbei an der Stadtkirche und völlig niedergelegten Häuserzeilen. Plötzlich wimmerte wieder die Alarmsirene von den Einsatzautos, und bald waren auch, bei sehr dunstigem Wetter ohne Sichtmöglichkeit, Flieger zu hören. Durch die ersten Detonationen vom Rad gerissen, konnte ich am Wernerwall *) gerade noch die nächste Hausruine aufsuchen, in der ich glücklicherweise einen Keller fand. Dann fielen wieder $\frac{1}{2}$ Stunde lang in insgesamt 10 Anflugwellen Scharen von Bomben auf Gießen. Sobald wie möglich verließ ich das „gastliche“ Versteck, um meinen Sohn zu suchen, der bei der Bank geblieben war. Ich fand ihn wohlbehalten dort; er hatte sich in einen benachbarten Keller geflüchtet, nachdem in der Ruine der Bank beim Bombenfall einige Mauerstücke herabgebrochen waren. Da die Hauptmasse der Bomben diesmal über dem Ostteil der Stadt, von uns gesehen gleich hinter der Ostanlage, abgeworfen worden war, hatte ich Sorge um die bisher verschonten Universitäts-Institute. Wir fuhren gleich mit den Rädern nach dort und sahen entsetzt das Hauptgebäude der Universität und das Chemische Institut in hellen Flammen stehen. Beim Einbiegen in die Bismarckstraße sahen wir aus dem linken Treppentürmchen der Universitätsbibliothek eine Flamme emporschlagen. Der Platz und die Straße davor waren durch Bombentrichter arg zerwühlt; ringsum brannten Institute und Privathäuser. Wie ich hörte, hatten die Flieger offenbar Anflug auf Anflug unternommen, bis es ihnen gelungen war, die Bibliothek in Brand zu setzen. Mit unheimlicher Schnelligkeit fraß sich die Flamme weiter, schon war das Betreten der Bibliothek gefährlich, und kaum eine Stunde später stürzte bereits der große Magazinbau ein.

Schnell hatten wir die Räder beiseite gestellt und die wenigen Anwesenden begrüßt: Professor Hepding, Dr. Mittermeyer, Professor Stoltenberg und zwei Damen der Bibliothek. Da von den Bücherbeständen offenbar nichts mehr zu retten war, schlug ich vor, die Zettelkataloge ⁶⁾ aus dem Keller zu bergen. Mit Bernhard drang ich ein, und durch ein Fenster reichten wir Kasten auf Kasten hinaus; die außenstehende Mannschaft stellte sie in benachbarten Gärten ab. Etwa 150 von insgesamt 500 Kästen konnten wir bergen, dann machten herabfallende Balken die Weiterarbeit unmöglich. Wir verschlossen die Kellerluke mit dem eisernen Laden und überließen wehmutsvoll das schöne Gebäude seinem weiteren Schicksal.

*) Anmerkung: heute Westanlage.

⁶⁾ Kurioserweise war mir dabei eingefallen, wie wertvoll es für die Universität Heidelberg 1886 gewesen war, als sie gelegentlich ihrer 500-Jahr-Feier durch den Vatikan wenigstens ein Verzeichnis der ihr durch die Franzosen 1623 geraubten und nach Rom überführten „Bibliotheca Palatina“ erhielt.

Professor Hepding war die ganze Zeit besonders sorgenvoll, da er während der Arbeit hier wußte, daß seine Wohnung brannte und seine Tochter allein zu Hause war. So boten Bernhard und ich ihm unsere Hilfe an, und wir eilten mit ihm zum Nahrungsberg. Zwar war dort der Brand inzwischen beendet und hatte wenig geschadet, doch sah das Haus sonst recht schlimm aus, vor allem, da die Treppe zwischen dem 1. und 2. Stock, in dem Professor Hepding wohnte, zerstört war. Während Bernhard Fräulein Hepding oben half, Möbelstücke an Stricken herabzulassen, versuchte ich, eine schaukelnde Treppe so zu legen, daß sie begehbar würde. Dabei fiel sie mir allerdings auf die linke Hand, was ziemlich schmerzte und gefährlich aussah. Nachdem hier das Nötigste getan war, machte ich mich deshalb mit Bernhard auf den Heimweg.

In der Liebigstraße machten wir nochmals halt, und ich besuchte das Katholische Schwesternhaus. Dort erfuhr ich, daß dies z. Z. das einzige aktionsfähige Krankenhaus in Gießen sei, obwohl es ohne Wasser, Strom und Gas war. Im Operationssaal drängten sich die Opfer des heutigen Angriffs. Im Hausgang traf ich 5 Soldaten, die ein Bombenteppich auf freiem Feld erwischt hatte, in völlig zerrissenen Uniformen, blutbespritzt, hinkend und lahm. Meine Hand wurde verbunden und mir dringend geraten, mir in Wetzlar sogleich eine Spritze gegen Wundstarrkrampf geben zu lassen; sie besäßen in Gießen fast keine solchen Medikamente mehr. Schwester Oswalda bat mich dringend, ihr in Wetzlar noch einige Taschenlampenbatterien zu besorgen, da die Lichtnot in ihrem Hause katastrophal sei.

Während Bernhard und ich in der Küche ein herrliches warmes Mittagessen bekamen, stürzten plötzlich zwei Soldaten mit der Nachricht ins Haus, auf dem Dach läge eine Brandbombe, die eben zu brennen beginne. Sofort eilten wir mit zwei Schwestern nach oben und suchten den Boden gründlich ab. Es ergab sich aber dann, daß ein niedriger Kamin wegen des schlechten Brennmaterials sehr stark qualmte! Sichtlich enttäuscht waren die Soldaten, die für ihre „Rettungstat“ auf eine Belohnung gehofft hatten; doch auch ihnen wurde ein Mittagessen zuteil.

Erst am Abend trafen Bernhard und ich wieder in Wetzlar ein; dort versuchte ich in Fachgeschäften und bei der Städt. Feuerwehr elektrische Batterien zu erhalten; nur 2 Stück waren die Ausbeute. Auch bei der Leitz-Feuerwehr waren keine zu bekommen, doch im Leitz-Magazin konnte ich für die Gießener Schwestern 3 „Sammlerlampen“ erwerben, die eigentlich für den Einbau in Heeresgeräte bestimmt waren. Am Abend waren noch Besprechungen mit maßgebenden Herren der Firma zu führen, damit tags darauf am Gießener Tresor gearbeitet werden konnte.

Dienstag, den 12. Dezember. Dank der Unterstützung, die ich hauptsächlich bei den Herren Bauer und Kuhl fand, und dank der guten Organisation unseres Katastrophen-Einsatzes stand schon früh ein Lastauto bereit, das mich mit 6 Mann nach Gießen brachte. Dort lieferte ich zuerst die Batterien und die 3 Lampen im Katholischen Schwesternhaus ab und wurde von Schwester Oswalda in tiefer Rührung geradezu mit einer Umarmung bedankt. An der Bankruine bestiegen wir sogleich den Tresor

und begannen, den Schutt wegzuschippen. Dr. Loh, der zufällig vorbeikam, hielt dies noch immer für unnötige Mühe; er meinte sogar, der Schutt sei der beste Schutz gegen weitere Bomben! Wie nötig die Arbeit jedoch war, zeigte sich, als wir nach kurzem Graben auf hellrot glühende Backsteinmauerteile stießen und in den verkohlten und veraschten Resten eines Bücherschranks, der aus den oberen Stockwerken stammte, flüssiges Glas der Schrankscheiben fanden! Das Arbeiten war unter diesen thermischen Umständen allein mit Hacken und Schippen natürlich nicht leicht. Ich verhandelte mit einem im Gymnasium stationierten Feuerwehroffizier der OT (Organisation Todt), der Hilfe versprach. Da aber alle Hydranten ohne Wasser waren, konnte nichts unternommen werden. Ich fand schließlich 2 Eimer und schöpfte diese aus Pfützen in der Plockstraße voll, so daß wir wenigstens hier und da etwas Wasser in die Glut spritzen konnten, doch es verdampfte im Nu.

Professor Sessous, der einmal hier vorbeikam, verweigerte zwar die Annahme der Reste seiner Reise-Schreibmaschine, die ich gefunden hatte, freute sich aber über seinen vielleicht wieder herstellbaren Revolver. Er machte mich auf einen Korb Äpfel aufmerksam, den ein Luftschutzwart aus seinem Keller in einen Nachbarhof hatte bergen lassen. Ich fand es nur gerecht, daß davon auch diejenigen Nutzen hatten, die auf dem Tresor arbeiteten, und ich konnte nicht verhindern, daß der Korb am übernächsten Tag leer war. Im übrigen war die Verpflegung sehr schwierig; in der Johanneskirche bekam ich nach langem Anstehen von der NSV nur für zwei Mann warme Suppe. Durch mehrere Alarme gestört, bei denen wir ganze Schwärme von Bombern bei klarem Himmel silberglänzend über uns hinwegziehen sahen, die aber an Gießen kein Interesse mehr hatten, schafften wir an diesem Tag nur etwa die Hälfte unserer Arbeit. Immerhin war die nach der Plockstraße zu gelegene Seite des Tresors nunmehr freigelegt, und es schien mir, daß unsere Bücher jetzt „aufatmen“ konnten.

Gegen Abend hatten wir noch einen Kampf um unseren Lastwagen auszufechten, der tagsüber allerlei Aufträge unserer Firma hatte ausführen sollen. Er war in Gießen aber sogleich vom NSKK beschlagnahmt worden, um den ganzen Tag Essen aus Lich nach Gießen zu fahren. Erst gegen die Versicherung, daß die Firma am folgenden Tag wieder einen Wagen stellen werde, erhielten wir die Wagenpapiere zurück und damit die Möglichkeit zur Heimfahrt. Inzwischen hatte sich noch Dr. Männchen, ein in Gießen beheimateter Leitz-Kollege, eingefunden, um die Fahrt mitzumachen. Er hatte durch einen Volltreffer sein neben der Universitäts-Bibliothek gelegenes Heim verloren. Nachdem seine Eltern durch die NSV nach Oberhessen abtransportiert worden waren, suchte er in Wetzlar eine Unterkunft. Gern nahmen wir ihn in Wetzlar in unsere Hausgemeinschaft auf, obwohl auch unser Haus durch Bomben recht schadhaf und schon recht „personenreich“ geworden war.

Der folgende Tag, Mittwoch, 13. Dezember, war zahlreichen Besprechungen im Leitz-Werk vorbehalten, um weiteren Arbeitseinsatz zu organisieren und das weitere Schicksal unseres Bücherbestandes zu klären. Für

den Tag selbst war keine Arbeitskolonne mehr für Gießen zu bekommen, zudem konnte unser Werk eine nochmalige Wagenbeschlagnahme angesichts des kümmerlichen Bestandes von nur drei Lastautos nicht riskieren.

Am Donnerstag, 14. Dezember, traf ich, wie verabredet, in Dutenhofen dort wohnende, mit Fahrrädern und Werkzeug versehene Leitz-Leute und fuhr mit ihnen wieder nach Gießen. Trotz dreier Alarme schafften wir in fleißiger Arbeit unser Pensum. Erst jetzt konnte ich erleichtert aufatmen! Nur: das kleine Rauchfähnchen paffte hier und da immer wieder aus einem Mauerspalt heraus! Eine Leiter hatten wir uns heute suchen müssen, da keine Feuerwehr zu sehen war; wir fanden schließlich eine hinter der Universitätsruine, die Eigentum des Phys.-Chem. Institutes war, und „entliehen“ sie uns. Die Verpflegung klappte heute, wohl infolge der Alarme, noch schlechter als vorgestern; lange stand ich in der eiskalten Turnhalle des Gymnasiums vergeblich nach Essen für meine Leute an. Wir hielten uns dann wieder an die „Apfel-Sonderzuteilung“! Am Nachmittag half ich zusammen mit anderen Bekannten eine Weile Dr. Männchen in seiner Gießener Wohnung beim Bergen von allerlei Gütern. Allein radelte ich bei Dunkelheit, schwer bepackt mit Schippe, Eimern und Gemüse aus dem Keller Dr. Männchens den beschwerlichen Weg nach Hause und kam todmüde in Wetzlar an. Wollten wir keine Möglichkeit, die Bücher zu bergen, versäumen, so mußte ich am folgenden Tag eine neue Reise antreten, wozu ich den Entschluß erst nach einigen Ruhestunden morgens 4 Uhr fassen konnte 7).

Sonntag, 24. Dezember. Am Nachmittag des „Heiligen Abends“ erlebten wir in Wetzlar ein erschütterndes Schauspiel. Bei klarem Wetter und blauem Himmel gab es Alarm, und wir sahen Dutzende von Bomberverbänden mit schönen Kondensstreifen kreuz und quer ihre Bahnen ziehen. Während viele von ihnen nach Mitteldeutschland weiterflogen, luden andere ihre Last offensichtlich in Gießen ab. Jedesmal, wenn eine Kette ihre Bombenklappen öffnete, wurde ein „Angriffszeichen“ abgeschossen: eine Rauchpatrone erzeugte beim Fallen einen langen weißen Streifen, der zuerst Wurfparabelform hatte, bald aber von den Windströmungen zu wirren und zackigen Formen verzerrt wurde, ähnlich den in umgekehrter Richtung abgefeuerten V1- und V2-Geschossen. Oft war der ganze Himmel überzogen von diesen stehenbleibenden „Kulturdenkmälern“. Mit lautem Grollen hörten und spürten wir dann jedesmal die Bombenexplosionen, so stark, daß uns im Schlafzimmer eine Fensterscheibe zersprang, die sogleich geflickt wurde. Einige Angriffszeichen standen auch über Wetzlar, und auch hier fielen Bomben, hauptsächlich im Bahnhofs- und Bannviertel. Leider setzte dadurch der elektrische Strom aus, was für die Weihnachtsvorbereitungen betrüblich war und die Christvesper in der Franziskanerkirche zu einer recht „kriegsmäßigen“

7) Reise nach Kassel, um bei der Direktion der Wintershall-Bergwerk AG Räume in einem Kalibergwerk zu erbitten. Diese Fahrt wurde infolge eines Luftangriffs auf Kassel, in den ich geradezu hineinfuhr, zu einer selbständigen Odyssee, die eine eigene Erzählung rechtfertigen würde, bei der ich aber, eben wegen dieser Luftkatastrophe, mein eigentliches Reiseziel nicht erreichte.

Feier ohne Lied und Orgelspiel bei sehr mäßigem Besuch werden ließ. Nach vier dunklen Stunden aber kam als schönstes Weihnachtsgeschenk und gerade noch rechtzeitig für alle Kinderherzen wieder Strom in die Leitungen.

Durch den neuerlichen heftigen Angriff auf Gießen um das Schicksal unseres dortigen Tresors sehr beunruhigt, machte ich mich am folgenden Morgen, also am Montag, 25. Dezember, mit einer Hausmitbewohnerin, Fräulein Marianne Louis, zu Rad auf den Weg nach dort. Die Einfahrt in die Stadt zeigte das gewohnte Zerstörungsbild, und wir erfuhren, daß diesmal die Innenstadt keinerlei neue Schäden erlitten habe, sondern die Flugplatzgegend bombardiert worden war. In der Bank keine Änderung, leider auch darin nicht, daß der Tresor noch immer — alle halbe Minute etwa — ein dünnes, kaum sichtbares Rauchwölkchen ausstieß. Im Keller der Bank, in den man auf Umwegen einsteigen konnte, stellte ich fest, daß die anfänglich fast meterhohe Überschwemmung inzwischen versiegt war. Im „Registraturraum“ machten wir eine kleine Grabung im vereisten Schutt, um eine kleine Mineralsammlung zu suchen, deren Platz im Schrank ich ziemlich genau kannte. Bald zeigten sich gewellte zerschmolzene Glasspuren, die Reste der Deckelglasscheibe des Kastens; an ihrer Unterseite klebten einige Minerale, und an Hand der Messingscharniere und des Schlosses war bald der Bezirk der Sammlung umgrenzt. Nebst einigen stark zerbröckelnden Quarzstufen und Fluoritkristallen, bei denen angewachsene Bleiglanzkristalle zu Kugeln geschmolzen waren und damit eine Hitze von über 625 Grad bewiesen, war die Hauptausbeute eine Anzahl Steinsalzwürfel von insgesamt $1\frac{1}{2}$ kg Gewicht, im Zeichen der Salzknappeheit ein erfreulicher Fund für die häusliche Küche mit den vielen Wohngästen. Die kalt gewordenen Hände konnten wir uns in einem Stahlrollschrank aufwärmen, den die Arbeiter vor etwa 6 Tagen in meinem früheren Büro freigelegt hatten, dessen Inhalt nur leider ganz verkohlt, wenn auch noch lesbar war, und der jetzt noch seine Wärme in die Winterkälte strahlte. In verschiedenen Bezirken Gießens radelten wir sodann noch umher, um nach bestimmten Häusern zu sehen; schließlich holten wir aus Dr. Männchens Keller noch einiges Gemüse und Obst und kamen am Nachmittag wieder in Wetzlar an.

Freitag, 29. Dezember. Da die Tresortür nicht ohne weiteres zu öffnen war, mußte dazu ein Fachmann der Firma Garny aus Frankfurt/Main geholt werden; das machte viel Schwierigkeiten, da die Telefonverbindung mit Frankfurt selten gelang, und die Firma die verständliche Bedingung stellte, der Mann müsse im Wagen abgeholt werden. Direktor Keil von der Deutschen Bank in Frankfurt, der mich am 14. Dezember in Gießen besucht hatte, versprach, die Vermittlung mit Garny zu besorgen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen schien nun heute die Abholung aus Frankfurt zu gelingen. Es wurde vorsorglich für den Abend Quartier in einem Wetzlarer Hotel bestellt, ferner die Stellung von Mannschaft und Gerät zum nächsten Tag vorgesehen. Früh 7 Uhr sollte ein Lastwagen mit dem Fahrer Uhl nach Frankfurt fahren. Als ich rechtzeitig zur Stelle war, ergab sich, daß der Wagen erst in der Nacht zurückgekommen war und

erst entladen und überholt werden mußte. Zu den zahlreichen Aufträgen in Frankfurt und Wiesbaden kamen neue hinzu. Inzwischen setzte Fliegeralarm ein, und so kam es, daß die Fahrt erst $\frac{1}{2}$ 11 Uhr begann. Freilich kamen wir schon bei Butzbach wieder in Alarm; Bomberverbände und Jagdbomber kreisten bedrohlich am klaren Himmel. Nach einer Rast in einer Dorfstraße entschlossen wir uns, wegen des Zeitgewinns die gefährliche Autobahn zu benutzen. Im Wald bei Köppern aber mußten wir doch warten und aussteigen und erlebten so wieder das großartige Schauspiel eines Luftangriffs, diesmal auf Frankfurt, unter starkem Einsatz der Flak. Bei der Einfahrt in die Stadt sahen wir dann dicke Rauchsäulen und starke Brände beim Flugplatz Rebstock und entlang der Bahnstrecke. Infolge des Angriffs war unser Programm gestört; alle Besorgungen waren auf 2 Stunden zusammengedrängt, in der Deutschen Bank war zunächst niemand zu finden, auch meine telefonische Anmeldung war nicht geglückt. Schließlich erreichte ich aber Direktor Keil, der recht hilfsbereit war, aber die Verbindung mit Garmy heute nicht mehr ermöglichen konnte.

16. Januar 1945: Öffnung des Tresors. Die Strapazen und die Witterungseinflüsse der letzten Wochen des Jahres hatten zur Folge, daß ich mich am 2. Januar mit Fieber und Bronchitis zu Bett legen mußte. Nach knapp zwei Wochen wird die Genesung unterbrochen. Dr. Loh hat es am 15. Januar erreicht, den Fachmann der Firma Garmy zu holen, und ich erfahre, daß am 16. Januar der Tresor geöffnet werden soll. Gegen 13 Uhr besucht mich Frau Dr. Kühn-Leitz zu Hause und erzählt, daß am Vormittag die Öffnung der Tür ohne größere Schwierigkeiten geglückt sei. Das summarische Ergebnis: im Oberstock seien ziemlich alle Bestände verkohlt, im Unterstock sei alles heil. Sie bittet mich dringend, nachmittags nach Gießen mitzufahren, um einiges Dringende zu holen. So mache ich mich, wenn auch noch fiebrig, reisefertig. Um 16 Uhr fährt ein Lastwagen bei uns vor, wir laden einige leere Kisten auf, und Fräulein Fleischmann, die seit ihrer Ausbombung in Gießen auch in unsere Wetzlarer Hausgemeinschaft aufgenommen wurde, begleitet mich nebst 6—8 anderen Hilfskräften. In Gießen treffen wir Dr. Loh, seine Sekretärin, den Garmy-Mann sowie Direktor Pirrung mit seinem Schwiegersohn. Die Öffnung der Tür gelingt leicht, und so stehen wir, mit zahlreichen Sammlerlampen versehen, bald im Inneren. Starker süßlicher Brandgeruch herrscht, und im Untergeschoß ist alles bedeckt mit einer dunkelbraunen Schicht sedimentierter Rauchdämpfe (wohl Holzteer und Destillationsprodukte). Sonst sind keine Schäden zu bemerken. Heftiger Wind kann hier nicht geweht haben, denn alle Zettel und Filme liegen unverändert am Platz, doch der Rauch ist überall eingedrungen; sogar im Kofferinneren findet sich der braune Belag. Der ungekrümmte Zustand der Filme und Zettel beweist auch, daß keine große Hitze entstanden war. Beim Ersteigen der Treppe ändert sich das Bild sofort. Scharf wie eine Seestrandlinie begrenzt eine Linie in Höhe des Fußbodens des Oberstocks die Zone, die die Wände und die Decke mit einer lackartig glänzenden schwarzen Schicht überzogen zeigt. Oben ist alles schwarz, so daß das helle Licht der Lampen kaum Helligkeit bringt. Die an den Treppenwänden hängenden Gemälde, die

den Professoren Bechert und Sessous und Dr. Männchen gehören, sind ebenso schwarz wie im Regal die historischen Werke der Bücherei. Das große Bücherregal in der Raummitte ist verkohlt und mit seinem Inhalt seitwärts umgesunken. Die Patentakten stehen in den Wandregalen, meist sind sie noch lesbar, aber beim Anfassen zerbrechen sie leicht. Nach einem ersten orientierenden Überblick packen wir einige dringliche Sachen zusammen, füllen einige Kisten mit Büchern und fahren am Abend nach Wetzlar zurück. Am folgenden Tag kommt überraschend eine zweite Lastautofuhre nach Gießen zustande, so daß wir das ganze Regal mit den Nachschlagwerken, Katalogen und Sonderdrucken nach Wetzlar überführen können, dazu auch einiges Privatgepäck. Auch aus Dr. Männchens Wohnung kann dank Dr. Claussens Hilfe allerlei an Büchern und an Lebensmitteln geborgen werden.

Damit endet mein unmittelbares Miterleben des traurigen Schicksals der Stadt Gießen. Meine weitere Arbeit spielte sich wieder in Wetzlar ab, zunächst in einem Bergstollen, in dem wir die kümmerlichen Reste unserer stattlichen Bibliothek notdürftig einlagerten. Dort erlebte ich auch das Kriegsende mit den Kämpfen um Wassereinbrüche, um Licht und Raum, mit Aussperrung und Plünderung. Mit der Rücksiedlung der wissenschaftlich-technischen Leitz-Bibliothek in den Bereich des nur wenig beschädigten Hauptwerkes begann dann ein neuer Abschnitt in ihrer Geschichte, das zähe Bemühen um den Wiederaufbau des Bücher- und Zeitschriftenbestandes, Neukäufe und Erwerb von antiquarischen Werken, ja von ganzen Bibliotheken. Wenn auch der wertvolle historische Teil — wir hatten nahezu alle historischen Originalwerke zur Geschichte der Mikroskopie besessen — im Gießener Tresor verkohlt und nicht wieder zu beschaffen war, so konnte ich bei meinem Ausscheiden meinem Amtsnachfolger doch eine erfreulich umfangreiche Büchersammlung und einen wiederhergestellten Verwaltungsapparat sowie Karteien u. a. m. übergeben.

Mit der Gießener Universität blieb ich als Privatdozent für Mineralogie verbunden als einer der ersten Lehrer, die wieder Vorlesungen halten durften, da ich ebenso der NS-Dozentenschaft wie ihren „Folgen“ entgangen war. Verbunden blieb ich ihr bis zu meinem Ausscheiden im Sommer 1965. Dabei erlebte ich die traurigen Sitzungen, die zur Schließung der Ludwigs-Universität führten, ebenso wie ihr Wiedererstehen zunächst als biologische Fachhochschule, schließlich, im Jubiläumsjahr 1957, als Justus Liebig-Universität. Und nachdem ich bis 1958 als einziger Dozent die Mineralogie in Gießen vertreten und deren Notwendigkeit an unserer Universität durch relativ hohe Schülerzahlen demonstriert hatte, durfte ich die Freude erleben, daß wieder ein vollwertiges Institut und Ordinariat für unsere schöne Wissenschaft in Gießen entstand. Dabei mag nicht unerwähnt bleiben, daß dies — ebenso wie hinsichtlich der Theoretischen Physik — zunächst einer noblen Spende der Firma E. Leitz in Wetzlar zu verdanken war.



Das Gebäude der Deutschen Bank in Gießen, Ecke Plockstraße/Johannesstraße, vor der Zerstörung.

Foto: Dr. Rösch

Das ausgebrannte Bankgebäude nach dem Dezember 1944.

Foto: Dr. Rösch





Innenansicht des Bankraumes, Januar 1945.

Foto: Dr. Rösch

Teile der bronzenen Hermesfigur vom Dachgiebel, auf der Straße liegend.

Foto: Dr. Rösch



Zu Beitrag Dr. Rösch

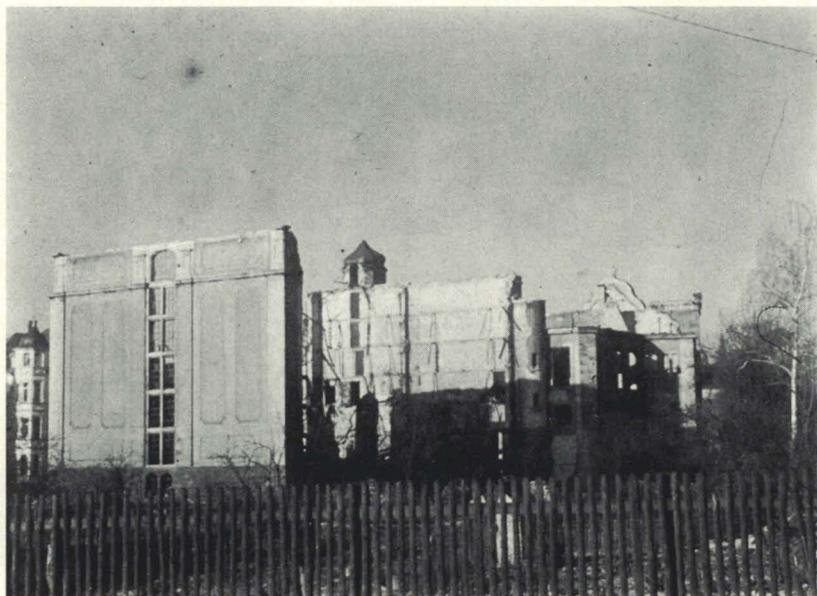


Universitätsbibliothek Gießen, erbaut zum Univ.-Jubiläum 1907.

Foto: Dr. Rösch vom Mai 1943

Universitätsbibliothek Gießen.

Foto: Dr. Rösch, Januar 1946



Zu Beitrag Dr. Rösch